strafen" die Freudigkeit des Staatsbürgerbewußtseins zu kultivieren gedacht hätte . . . ? Ein Teilnehmer an jenem Gespräch meinte scherzend — es konnte auch ernst gemeint sein —, Herr von Koerber sollte, da es ihm versagt geblieben, seine Ansichten praktisch zu bestätigen und ihre Resultate zu erproben, einen Teil seiner Muße benutzen, einen didaktischen Roman zu schreiben: „Der Bezirkshauptmann", um im Bilde der Erzählung die Möglichkeit und Gedeihlichkeit seiner staatspädagogischen Methode zu veranschaulichen — einen Lehrroman für oder gegen angehende Bezirkspaschas. Der außer Aktivität gesetzte Staatspraktikus, der sich so gern als Bezirkspraktikus bewährt hätte, schwieg dazu und lächelte still vor sich hin. Vielleicht schreibt er gar so ein Buch — oder ein Buch vom Staate überhaupt. Was birgt sich in seiner Schreibtischlade bergen mag? Ueberhaupt die Schreibtischgeheimnisse geweseuer Minister — wieviel wahrste, unverfälschteste, eigentlichste Zeitgeschichte da drinnen ihren Versteck hat!

Eines ist gewiß, von der Pose bureaukratischer Grandezza ist in der äußeren Persönlichkeit Herrn v. Koerbers, in Haltung und Ton, wenig zu verspüren, ein so strenger Herr er in seiner Amtsdisziplin sein mochte. Umgänglich ist seine Erscheinung, seine Rede und die Art seines Verkehrs, und man kann sich gut denken, daß er wohl „volkstümlich" hätte werden können, wenn auch nicht im „demokratischen" Sinne der Volksversammlungspopularität, sondern immer in der Weise seines Standes und seiner Veranlagung als „populärer Beamter". Eine nervig feine, zierlich energische Gestalt, deren Eignung zur Strammheit man erst wahrnimmt, wenn er aufrecht dasteht, — seine Art zu sitzen wird leicht lässig und bequem —, das raschbewegliche Gesicht mit dem kurzgeschnittenen sanft ergrauten Haar und dem kleinen Schnurrbärtchen, das gern in die Höhe gehende Organ dessen leichter Diskant dem Inhalt des gesprochenen Wortes nichts an Nachdrücklichkeit nimmt, so wenig, wie die Gemohnheit, ernsteste und schärfste Bemerkungen und Auseinandersetzungen mit einem kurzen Lachstoß zu unterbrechen, als wäre dem Sprecher darum zu tun, nicht allzu peremtorisch und autoritativ zu erscheinen, nicht als wenn er das Gesagte wie etwas Unfehlbares dem Hörer aufzwingen möchte, im Gegenteil, das Gesagte nicht gar zu tragisch genommen wissen wolle: dieses ganze Ensemble der Persönlichkeit, die freundliche Schneidigkeit, die gefällige Strenge, die sich selbst lachweise abmildernde Bestimmtheit, all das ergibt die Eignung und Neiung, die Menschen eher gewinnen, als ihnen imponieren zu wollen — ohne genauen Hinweis auf die leichtere oder schwerere Möglichkeit, umgekehrt sich selbst von ihnen gewinnen zu lassen. Nicht die sich so geschwind gebende, unterscheidungslose „Wiener Gemütlichkeit", sondern eine die Annäherung an die Menschen geräuschlos fördernde „Umgänglichkeit", wie gesagt, die aber ihrer amtlichen Stellung nichts vergibt und nichts dem eigenen individuellen Standpunkt.

Denn dieses unantastbare Gedankenreich der Individualität nimmt Koerber mit impulsiver Energie in Anspruch. So sagte er in der Fortführung des zitierten Gespräches, in der weiteren Selbstschilderung und Darlegung seiner Eigenschaften für den öffentlichen Dienst: „Meine Natur ist eine aktive, exekutive, keine parlamentarisch kritische. Viel Rede und Gegenrede ist nicht mein Fall. Ich habe mich allerdings dem Parlamentarismus angepaßt, wie ich mich, dank meinem Anpassungsvermögen, leicht in alles hineingearbeitet habe, in die verschiedensten Materien nacheinander, ob's nun Handel, Finanzen, Eisenbahnwesen betraf. Eine meiner stolzesten Erinnerungen ist, daß ich, damals ein junger Beamter, als Dr. Herbst einmal im Abgeordnetenhause die Postverwaltung auf das schärfste angriff und ich den Auftrag erhielt, für meinen Minister eine Entgegnung darauf auszuarbeiten, meine Aufgabe mit kaum erhofftem Erfolg löste. Obwohl ich von dem ganzen Postwesen noch keinen rechten Dunst hatte, orientierte ich mich doch so schnell und so richtig, daß der Minister auf Grund meines Substrats im Parlament die Behauptungen und Angaben Herbsts schlagend widerlegte. Ich will mir dabei kein anderes Verdienst zuschreiben, als daß ich alles, an was ich mich machen mußte, ordentlich angepackt habe — darauf kommt's an, damit bringt man alles zustande. So habe ich mir auch das Parlamentarische ohne weiteres zu eigen gemacht. Mein Element war aber immer doch nur die Exekutive, wo ich nach meinem Ermessen handeln und mit meiner ganzen Verantwortlichkeit für das einstehen kann, was ich tue und anordne. Ich habe darum auch nie nach einer Gerichtspräsidentenstelle gestrebt, mochte es welche oberste Stelle immer sein. Das wäre nichts für mich. Nicht mit abstimmen dürfen, bloß den Spruch ermnzieren, den die anderen fällen, auch wenn er meinem eigenen Rechtsempfinden noch so sehr widersprechen würde, ihn dazu noch mit feierlich salbungsvoller Miene verkünden — nein, das könnte ich nicht, das ginge mir zu stark gegen den Strich. Ich möchte alles hinwerfen: „Hol' euch der und jener, geht selber hinaus und verkündet euren Widerspruch — — —!"

Dieses Betonen der „aktiven, exekutiven Natur" widerspricht durchaus nicht der Möglichkeit des Sichbehagens in der Meditation der Denkerzelle, möglichst abseits von dem Getriebe des Tages. Denn das ist keine mönchische Beschaulichkeit und kein philosophierendes Siestahalten zur leichteren Verdauung. Es gibt auch exekutive Gedanken, in immerwährender Aktivität befindliche und mit Problemlösungen beschäftigt, die keine abstrakten Geistesspiele sind. Herr v. Koerber ist im Ruhestande ein „aktiver und exekutiver" Denker, der von den Wirklichkeiten seine Ausgangspunkte nimmt und in den Wirklichkeiten seine Ziele sucht. Sein Spazierengehen ist Gedankenarbeit, seine Reisen sind es — „Studienreisen zum Vergnügen und Vergnügungsreisen zum Studieren", wie er's nennt. „Ich liebe das „Aufs-Land-gehen" — sagt er — „aber ich habe keinen Bedarf danach. Das Stadtbedürfnis habe ich, das städtische Gewimmel tut mir wohl, weil es mir auf Schritt und Tritt Anregungen gibt. Daher suche ich auf Reisen nur Städte auf, Paris, London, Brüssel — in Amerika drüben bin ich ja auch gewesen, nirgends aber, habe ich mich an amtliche Funktionäre, Gesandtschaften oder Konsulate gewendet — denn da kommt man mit dem Kennenlernen von Land und Leuten niemals über den offiziellen Bereich hinaus. Ich habe mich immer nur von Privatbekannten herumführen und informieren lassen und ich habe zum Glück überall recht instruktive Privatbekanntschaften, hervorragende Parlamentarier, zum Beispiel, und andere nützliche Wegweiser. So ist es mir gelungen, manches zu sehen, was nicht jedem zugänglich, in die abgeschlossensten Fabrikenetablissements hineinzukommen, die ihre Produktionsgeheimnisse strenge hüten und dort vieles zu lernen." Das Gesehene und Gelernte dann auf die heimischen Verhältnisse anzuwenden, diese in Vergleich zu der Fremde zu stellen, zu prüfen und zu erschauen, was bei uns nachzuholen und zu bessern ist — das ist denn auch in der Tat „exekutive" Gedankenarbeit, zu der man nicht einmal Minister zu sein braucht, ja bei der einem die Ministerschaft gerade recht hinderlich im Wege sein, recht verdrießlich werden kann, wenn man sich, selbst mit der exekutiven Macht in der Hand, außerstande sieht, so manchen dieser exekutiven Gedanken zur Tat werden zu lassen.

In einem allerkapitalsten Hauptpunkte findet er den heimischen Kräftebetrieb hinter der Kraftverwertung in anderen Ländern empfindlich zurückstehend — in der Verwendung des Menschenmaterials. „Man weiß bei uns" — klagt er — „die Personen nicht so zu verwenden, wie sie verwendet werden müssen und drängt sie dadurch gar oft in die verlorensten Richtungen hinein." Das drastischste Schulexempel dafür war der verstorbene Bischof Stroßmayer. Das war ein oberösterreichischer Bauernjunge, ein gesunder und gesund denkender Bursche, aus dem, als er Priester geworden, bei gehöriger Behandlung sich wohl ein Bischof hätte machen lassen von der Art, wie man sie in Oesterreich brauchen könnte. Aber nein, man hat ihn, weil er manchmal aus dem einen und dem anderen Grunde den Oberen nicht recht zu Gesichte stand, so lange krakassiert, bis man richtig aus dem guten Oesterreicher einen störrigen und unbotmäßigen Kroaten gemacht hat. So werden nutzbare Kräfte nicht nur nicht zweckmäßig und förderlich ausgenutzt, sondern sie werden sogar noch in schadenbringende verwandelt. Und ein Schwanken kommt überhaupt über die Menschen und sie verlieren die Zuversicht auf die Zielbewußtheit der leitenden Gewalten, wenn sie sehen, daß diese selbst nicht in bestimmter Richtung steuern und man sich des wechselnden Kurses nie recht versehen kann. Der verstorbene Prinz Alfred Liechtenstein drückte das einmal recht derb und herb aus: „Ich weiß nicht, wie das ist," sagte er mir, „ich bin heute genau der Nämliche, der ich gestern war, mit demselben Gesichte und denselben Ansichten, keine Linie hat sich an mir, weder innerlich noch äußerlich, geändert — den gestern war ich ein vielbelobter Patriot und heute bin ich plötzlich ein Hochverräter geworden . . ."

Aber da gerate ich auf meinem Gedankenstreifzug in das traute Junggesellenheim hart an die Politik an, und von der will Herr v. Koerber nichts mehr wissen. Ich respektiere das und werde seinen Namen gewiß auf keine neue Ministerliste setzen. Von mir droht ihm keine Gefahr.

Burgtheater.

Von

Hermann Bahr.

Die Freunde Bergers fangen an nervös zu werden. Es wäre nun doch, meinen sie, allmählich Zeit für ihn, seine Verheißungen einzulösen. Als Retter des Burgtheaters ist er seierlich angekündigt worden, niemand ist jemals festlicher eingezogen, alt und jung, Parkett und Galerie, Orient und Okzident hat ihm zugejauchzt. Aber nun ist das schon fast zehn Monate her, bald ist ein Jahr um und nun wird ihnen bang. Sie fürchten, daß er mit seiner wunderbaren Begabung, sich selbst zu inszenieren, allein am Ende doch nicht länger mehr auskommen wird. Er ist ein glänzender Direktor. Aber schließlich ist daneben doch eigentlich auch noch das Burgtheater da, oder wäre gern da. Daran erinnert man sich jetzt im stillen allmählich wieder. Und man kriegt Angst, weil er gar keine Miene macht, sich auch einmal daran zu erinnern, der nichts als glänzende Direktor.

Anfangs ging's vortrefflich. Er verstand es, dem Publikum vorzumachen, daß das Burgtheater daran sei, wieder interessant zu werden. Schlenthers großer Fehler war ja, daß er reinste, ruhigr Arbeit vertrauen zu können. Was man in Berlin die „Aufmachung" nennt, dafür hatte er gar keinen Sinn, sich bengalisch zu beleuchten, war seine Sache nicht, er verstand sich nicht auf das Plakat. Darin ist nun Berger ein unvergleichlicher Künstler. Das soll auch keineswegs unterschätzt werden, es gehört in Wien einmal dazu; hier gilt immer nur, was einer scheint, nie, was einer ist. Ein Mann, der etwas wäre, aber dazu dann noch die Begabung hätte, es auch zu scheinen, könnte vielleicht unsere arme Stadt erlösen. Berger wird dieser Mann kaum sein, weil er zu verliebt in den Schein ist, um etwas sein zu können, es reizt ihn zu sehr die Gottähnlichkeit, aus nichts etwas zu machen. Und ich glaube, daß er im tiefsten Grunde seiner Seele (wenn er eine hat) nichts so haßt, als was wirklich ist. Daher auch seine Vorliebe für Calderons „Leben ein Traum", dessen letzter Sinn es ja ist, daß nichts wirklich, daß alles Wahn ist. Wirkliches ängstigt und bedroht ihn, erst im Schein fühlt er sich frei und froh. Daher reizt ihn auch der Geruch des Theaters so, nicht eigentlich das Theater selbst, das ja wieder eine Realität ist, sondern das Drum und Dran des Theaters, das Gleißen und Glitzern seiner schillernden und flimmernden Luft, gerade das Eitelhafte des Theaters. Hier ist er daheim, darin tut er Wunder. Ein wahres Wunder ist es ja, welchen Schein der größten Aktivität er sich fortwährend zu geben und wie er dabei doch jede wirkliche Tätigkeit durchaus zu vermeiden weiß. Unter ihm geht im Burgtheater immer was vor und nie geschieht etwas. Er ist der Meister des unablässigen Verhandelns ohne Erfolg; welch ein Ministerpräsident wäre das für uns, schade! Noch war „Chantecler" in Paris nicht gespielt und schon las man: Baron Berger verhandelt mit dem Dichter. Und? Nichts. Was wurde daraus? Nichts. Und Baron Berger verhandelt mit Moissi. Und? Nichts. Kommt Moissi nun nach Wien? Nein, Moissi bleibt in Berlin. Und Baron Berger verhandelt mit Wegener. Und? Nichts. Es hat in der Zeitung gestanden, das genügt ihm. Wenn er nur jeden Tag wieder sein neues Plakat hat! Und auf den Wiener wirkt's ja, dem Wiener ist das neu, und er freut sich. Aber wie lange? Die Freunde Bergers haben schon Angst, sie fangen an nervös zu werden. Denn so völlig ideenlos, so völlig willenlos wie in den letzten zehn Monaten ist das Burgtheater noch nie gewesen. Und einer nach dem anderen fragt nun doch schon leise: Wann wird also Berger eigentlich beginnen, was wartet er denn noch ab? Bald aber werden alle laut fragen.

So völlig ideenlos ist das Burgtheater nie gewesen. Es ist null. Es ist nicht einmal schlecht. Es ist gar nichts. Es ist einfach nicht mehr vorhanden. Nun ist aber Berger ja gewiß ein ganz kluger Mensch, er ist ein höchst vielfältiger Mensch; und er ist ein Theatermensch; und es gehört schließlich ja doch auch gar nicht so viel dazu, ein Theater interessant zu machen, gar eines, das noch immer eine ganze Reihe großer Schauspieler hat; es ist gar kein Zweifel, daß Berger es könnte, er hat es doch, wird versichert, in Hamburg können, warum soll er jetzt auf einmal nicht können, was Graf Seebach in Dresden, was Baron Speidel in München, was Baron Puttlitz in Stuttgart kann? Mehr würde man ja in Wien jetzt gar nicht mehr verlangen. Gute Vorstellungen, die Klassiker, Hebbel und Ibsen, jeden Monat ein neues Stück, gelegentlich auch einmal eines, das einem höheren Geschmack gefällt, ohne den gemeinen ungeduldig zu machen, mehr wagt längst bei uns niemand zu träumen. Und das kann doch Berger gewiß. Warum zögert er?

Ich vermute, daß er zu klug sein will. Er will ganz sicher gehen, und so lange er dafür keine Garantie hat, geht er lieber gar nicht. Er traut sich zu, mit der Zeit dem Wiener abzuhorchen, was der eigentlich will; und das wartet er ab, er möchte dem Wiener erst den Wind abgewinnen. Er glaubt, das müsse sich ausrechnen lassen und wenn erst die Rechnung einmal stimmen wird, wenn er den Wiener Geschmack schwarz auf Weiß hat, wenn er ihn meistern gelernt hat, nicht früher will er beginnen. Und so fängt er genau damit an, womit Schlenther aufgehört hat. Schlenthers tragische Schuld war, daß er auf einmal den Mut verlor, seinem eigenen Urteil zu folgen, und sich einreden ließ, dies und das wollten die Wiener nun einmal nicht, dies und das hinwieder wollten sie, gegen ihren Willen aber käme man nicht durch. Ganz ebenso scheint Berger jetzt zu kalkulieren und tut lieber nichts, als irgend etwas zu wagen, bevor er sich des Wiener Geschmacks ganz sicher weiß. Nun Schlenther hatte wenigstens die Entschuldigung, daß er kein Wiener ist und den Wiener niemals verstehen gelernt hat. Daß aber Berger, der doch durch und durch Wiener ist, auch meint, ausrechnen zu müssen und indem er ängstlich nach allen Seiten horcht und fragt und späht, ausrechnen zu können, was der Wiener will, wundert mich von solchem Kenner Oesterreichs, wie er sich zu sein rühmt. Weiß er wirklich nicht, daß der Wiener nichts will als einen starken Willen über sich? Das ewige Widerstreben, ewige Raunzen, ewige Nörgeln des Wieners kommt doch immer nur aus seiner Sehnsucht her, sich durch einen festen Willen bezwungen zu fühlen, der es ihm abnimmt, selbst etwas zu wollen. Diese willerskranke Stadt gehört jedem, der irgend etwas will. Was es auch immer sei. Danach fragt sie nicht. Mag es falsch, mag es gegen ihr ganzes Wesen, mag es ihr unerträglich sein, sie gehorcht, wenn es nur unbeugsam gewollt wird. So stark ist ihre Lust, einen Willen zu spüren. Es ist das tiefste Bedürfnis dieser Stadt. Und ist wohl überall in allen Städten das eigentliche Geheimnis aller dramatischen Wirkung. Seinen eigenen Willen hinzugeben und dafür einen höheren zu empfangen, darin besteht die fast religiöse Seligkeit, die der arme schwache Mensch im Theater sucht. Je länger ich das Theaterwesen betrachte, seine Wirkungen zu verstehen suche, seine seltsame Macht über die Menschen mir erklären will, desto gewisser ist es mir geworden, daß im Theater die höchste Begabung nichts vermag, aber alles die Willenskraft einer großen Gesinnung. Zum Theater gehört viel weniger Talent, als man gemeinhin denkt. Es gehört nur Charakter dazu.

Die Lebensfrage für Berger wird sein, ob er, der ja so klug ist, klug genug sein wird, sich den Anschein eines Willens zu geben. Wie sind darin ja hier nicht verwöhnt, man würde sich fürs erste wohl auch mit einem Surrogat begnügen. Er muß sich aber wenigstens bemühen, uns vorzutäuschen, daß er etwas will, irgend etwas. Er muß sich entschließen, von der bloßen Geschäftigkeit endlich zu irgendeiner Tätigkeit überzugehen, zu irgendeiner. Man kann ein Theater nach links und nach rechts führen, man kann es in die Vergangenheit zurück oder vorwärts in die Zukunft führen, man kann es auf tausend Arten führen, aber man muß es führen. Es muß in einem Theater zu spüren sein, daß darin ein Wille schlägt. Laube, das war ein Wille. Burckhard, das war ein Wille. Mahler, das war ein Wille. Und Brahm ist ein Wille und Reinhardt ist ein Wille und Hagemann ist ein Wille und Martersteig ist ein Wille und die Dumont ist ein Wille, und fast in jeder deutschen Stadt ist irgendein Wille, das gibt ja diesen mittleren und kleinen Theatern ihre hohe sittliche Kraft. Und die Lebensfrage für Berger wird sein, ob dieser in allen psychischen Künsten so gewandte Mann es nicht vielleicht doch auch vermag, den Glauben an einen Willen hervorzurufen.

Denn sonst wird man sich schließlich doch einmal fragen müssen, welchen Sinn es haben soll, ein so sündhaftes Geld an das Burgtheater zu vergeuden. Bloß damit den anderen Geschäftstheatern die Konkurrenz erschwert und noch verteuert wird? Würde bloß ein Drittel davon der Freien Volksbühne zugewiesen, so hätten wir in Wien ein wirkliches Theater; und mit dem Rest könnte man Maler nach Paris schicken, Bilder für die Moderne Galerie kaufen und arme junge Menschen an die Kunstgewerbeschule bringen.

Wann hören Frauen zu lieben auf?

Eine Rundfrage.

Man spricht so viel von der Tragödie des „gefährlichen Alters" und denkt dabei an jene Zeit im Leben der Frau, da die Jugendlichkeit und Frische der Empfindung in einen Widerspruch zum Alter geraten. Wenige verstehen es, dieser Tragödie den versöhnenden Abschluß zu verleihen und lächelnd zu resignieren. Vielen wird die Resignation vielleicht dadurch leichter gemacht, daß sie in ihrem Beruf Ersatz finden, häufig wird aber auch das Gegenteil der Fall sein, da die durch den Kampf ums Dasein selbstbewußt gewordene Frau auch den Kampf mit dem Unabwendbaren, dem Naturgesetz des Alterns aufzunehmen sich unterfängt. Die Doktorfrage, „wann die Frauen zu lieben aufhören", ist also auch für die moderne Zeit aktuell geblieben. Die Gelehrten sind sich über diesen Punkt nicht einig und die Frauen selbst noch viel weniger! Meist antworten sie frauenhaft schlau auf die Frage — „wann die Altersgrenze denn eigentlich gekommen ist" — „Das ist individuell" und lassen sich damit den weitesten Spielraum . . . Ueber das Thema „das gefährliche Alter" hat in der letzten Zeit Karin Michaelis einen aufsehenerregenden Roman geschrieben. Sie behauptet, das gefährliche Alter sei zwischen 40 und 50 und sagt, daß der Wille zur Liebe bei der Frau genau so wächst wie beim Mann; aber wenn ihr Herz nach Blüte schreit, ist ihr Körper schon verblüht! Auch Balzac nennt die Liebe der Vierzigjährigen — bereits Johannistriebe! Die Meinung der Dichter ist, das erstemal wohl, mit den Ansichten der Frauen nicht übereinstimmend! Die Liebe ist eine so delikate, fragile Sache, daß sie eigentlich gar keine Philosophie verträgt, sagen die Frauen, und schneiden dadurch jede weitere Debatte ab. Das ist ebenso klug, wie die Antwort der geistreichen Dejazet, die auf die Frage — wie